

Isabella Maria Kern

Die Dachgeber

Roman

©2026 Isabella Maria Kern

www.isabella-maria-kern.com
isabellamariakern@gmx.at
Schriftstellerin und Drehbuchautorin

Umschlaggestaltung:



Lektorat/Korrektorat:
Ing. Christian Brunnmair, Jeanette Lube

Druck und Vertrieb im Auftrag von Isabella Maria Kern:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschmiede.at

ISBN:
978-3-99192-295-7 (Paperback)
978-3-99192-294-0 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für meinen lieben Onkel Poldl (geb. 1905, gest. 1977)

*Ich weiß nicht, was deine Augen gesehen haben,
was deine Hände gemacht haben und
wohin dich deine Beine getragen haben.*

Ich weiß nur, dass du das alles nicht wolltest.

Prolog

Der vorliegende Roman wurde von der Flucht des Onkels meines Vaters aus einem russischen Gefangenentaler, kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, inspiriert. Die Tatsache, dass er monatelang beinahe nur nachts ging, um nicht gefasst zu werden, stimmt. Alles andere ist frei erfunden.

Mein Großvater Max Leitner (geb. 1882, gest. 1938) war Generaldirekter der Forstbetriebe des Fürsten Ernst Rüdiger von Starhemberg. Der Fürst war in den 1920iger Jahren ein Bewunderer Hitlers, erkannte aber früh die Gefahren, ging 1939 nach Frankreich und kämpfte in der Luftwaffe der Alliierten.

Auch mein Großvater engagierte sich politisch gegen den Anschluss Österreichs an das *Deutsche Reich* und wurde von den Nationalsozialisten 1938 vergiftet (laut den Akten der NS beging er Selbstmord). Tatsächlich existiert ein Brief, der ihn noch warnen sollte. Mein Opa starb in dem Jahr, in dem mein Vater zur Welt kam.

Nun habe ich mich intensiv mit meiner Familiengeschichte und der Zeit vor, im und nach dem Zweiten Weltkrieg auseinandergesetzt.

Die Geschichte rund um Hermine habe ich mir aus verschiedenen Erzählungen dieser unheilvollen Zeit zusammengereimt. Waisenkinder wurden oft bei entfernten Verwandten untergebracht oder kamen bei Bauern unter, die jede Arbeitskraft brauchen konnten.

Meine Geschichte erzählt von der Zeit nach dem Krieg, des Aufbaus, der Hoffnung und der Liebe.

Viel Freude beim Lesen!

1990

„Erzähl mir die Geschichte noch einmal, Oma“, bettelte Miriam und kletterte auf Hermines Schoß.

Die Geschichte? Nicht die Geschichte. Meine Geschichte!

Warum will das Kind sie immer und immer wieder hören?

Allein diese Frage verursachte ein unangenehmes Hämmern in Hermines Schläfen.

Miriam hatte es sich bereits auf dem Schoß ihrer Großmutter bequem gemacht und sah sie erwartungsvoll an. Das achtjährige Mädchen hatte keine Ahnung, was ihre Bitte jedes Mal in Hermine auslöste.

Ich war so alt wie du, als meine Mutter starb.

Gerade einmal acht Jahre jung.

„Ich war acht Jahre alt, als meine Mutter starb. Der Krieg hatte unsere Familie auseinandergerissen. Vater musste mit meinen beiden älteren Brüdern zum Militärdienst einrücken“, erzählte Hermine und strich über die üppigen Locken des Mädchens, welches sie mit ihren großen, dunkelbraunen Augen erwartungsvoll ansah.

Diese Reise in die Vergangenheit bedeutete jedes Mal Schmerz, aber wie sollte dieses Kind das wissen. Hermine wollte das Mädchen nicht enttäuschen und tat, wie immer, was man von ihr verlangte.

„Ich kann mich an diesen Tag genau erinnern. So, als wäre es gestern gewesen“, begann Hermine und Miriam drückte sich an den Busen ihrer Großmutter.

Ihre kleinen Hände lagen zusammengefaltet auf ihren Oberschenkeln. Eine ehrfürchtige Haltung, die Hermine nicht entging. Die dunklen Augen hielt Miriam nun geschlossen und lauschte dem dumpfen Herzschlag, der durch die bunte Bluse, die nach Jasmin roch, an ihr Ohr drang.

Hermine strich weiter über die Haare des Mädchens, als müsste sie es trösten, als wäre sie selbst es, die auf dem Schoß ihrer Großmutter saß und sich nach Trost sehnte.

„Meine drei Brüder waren alle viel älter als ich. Mit mir hatte keiner mehr gerechnet, denn meine Mutter war schon über vierzig Jahre alt, als ich zur Welt kam. Ich war Vaters Liebling, was meine Brüder, obwohl sie schon fast erwachsen waren, nicht gern sahen.“

Vater hat mich immer „kleiner Sonnenschein“ genannt. Wenn Josef das hörte, hat er mich in den Oberarm gekniffen, wenn keiner es sah und hat „Gewitterwolke“ zu mir gesagt. Das Gewitter hat er dann aber auch zu spüren bekommen. Wir haben viel gestritten, aber heute kann ich Josef verstehen. Er bekam viel weniger Aufmerksamkeit als ich.

Hermine räusperte sich und reiste in Gedanken zurück an den Tag, an dem sich alles veränderte. Obwohl Juli war und sie mit Miriam auf dem Schoß auf der Bank vor dem Haus im Schatten saß, fröstelte sie.

Ihre Enkelin drückte sich noch fester an ihren Busen.

„Es war der 28. August 1940. Vater, Maximilian und Hubert waren im Krieg. Josef hatte an diesem Tag das zweite Jahr seiner Bäckerlehre abgeschlossen. An seiner Hose war noch Mehl, als er nach Hause kam. Er war sehr aufgereggt, strahlte, seine Wangen glühten, während er vom Brotbacken sprach. Mutter freute sich, dass ihm die Arbeit gefiel und sie sagte, sie hoffe, dass der Krieg bald zu Ende ginge...“

28. August 1940

Hermine schlang die Arme um die Hüften ihrer Mutter, welche aufmerksam den Schilderungen ihres Sohnes folgte. Josef war fast zehn Jahre älter als Hermine, hatte ebenso dunkle, feurige Augen wie seine Schwester und hätte auch dieselbe dichte Lockenpracht, wenn er seine Haare nicht so kurz geschnitten tragen würde.

„Mutter, bekomme ich nachher einen Apfel? Ich habe Holz in die Stube getragen“, sagte Hermine und kniff ihre Mutter leicht in den Oberarm, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen.

„Minni, nun lass doch Josef erst einmal erzählen. Schau, er freut sich so. Und ich bin glücklich, dass ihm seine Arbeit gefällt. Gerade in dieser schwierigen Zeit ist es wichtig, etwas zu tun, was Freude macht.“

Hermine wandte sich ab und streckte hinter dem Rücken ihrer Mutter Josef die Zunge heraus, der diese kindliche Geste jedoch ignorierte. Dann kletterte sie auf die Holzbank in der kleinen Stube, kniete nieder und sah zum Fenster hinaus, wo sie ein Eichkätzchen entdeckte, welches gerade behände die alte Linde hinaufkletterte, die der Vater schon vor Monaten fällen wollte.

„Nein, bitte schneide den Baum nicht um! Das Eichkätzchen läuft so gern daran hoch und hat seine Wohnung da“, bettelte Hermine schluchzend und der Vater hatte ihr lächelnd über die Wange gestrichen.

„Gut, wenn es dir so viel bedeutet, dann lass ich die Linde noch ein paar Jahre stehen“, meinte er. Kurz darauf wurde er von der Wehrmacht zum Kriegsdienst einberufen.

Gott sei Dank ist deine Wohnung noch da, liebes Eichkätzchen. Ich wünsche dir viele kleine Babys. Und pass gut auf alle auf. Die Zeiten sind schlecht, hat Mama gesagt.

Flugs war das flinke Tier in den Ästen verschwunden, während Josef noch immer weitererzählte. Hermine kletterte wieder von der Bank und zog an Mutters Schürze.

„Der Apfel“, erinnerte sie an ihr Anliegen und war sich sicher, dass Josef nur derart ausführlich von der Arbeit in der Bäckerei erzählte, um sie zu ärgern.

„Der Apfel“, raunzte Hermine nun und erhielt von Josef eine Kopfnuss. Hermine hasste das und quittierte den Klaps mit einem Aufheulen.

„Es geht nicht immer nur um dich, du kleines Ekel“, sagte Josef. Er sah sie streng an und Hermine versteckte sich hinter der Mutter.

„Natürlich bekommst du einen Apfel, Minni. Du hast ja wieder fleißig geholfen“, meinte die Mutter und sah nicht, dass Hermine ihrem Bruder abermals die Zunge herausstreckte. Die Aufmerksamkeit der Mutter hatte Hermine wiedererlangt und Josef zog beleidigt ab.

Obwohl nichts darauf hindeutete, sollte das der letzte Abend mit der Mutter sein. Am nächsten Tag wachte sie nicht mehr auf.

Josef fand sie leblos im Bett, als er sie am Morgen in der Stube nicht antraf und sich wunderte, dass der Ofen nicht geheizt war und das Wasser nicht kochte.

Hermine konnte sich nicht erinnern, wer sie weckte und sie vom Ableben ihrer Mutter in Kenntnis setzte. Wohl aber konnte sie sich an den Leichnam der Mutter erinnern, welcher später in der Stube aufgebahrt wurde. Überall roch es nach Weihrauch, der in ihrer Nase stach. In den Fenstern standen Kerzen.

Der Pfarrer war da, zwei schwarzgekleidete Nonnen und ein paar alte Frauen, die sie vom Kirchengehen kannte. Der Arzt hatte schon vor Stunden das Haus verlassen. Er murmelte etwas von Lungeninfarkt oder so ähnlich. Hermine wollte es sich nicht merken. Sie befand sich in einer Art Starre.

Die Nachbarin kam vorbei. Sie brachte etwas zu essen, auch für die Menschen, die sich verabschieden kamen. Sie erinnerte sich an das Murmeln, an den Rosenkranz, den die alten

Weiber unentwegt vor sich hin beteten. Sie verstand kein einziges Wort, wollte nur, dass alle wieder gingen. Sie hatte das Bedürfnis, sich neben die Mutter zu legen und sie zu wärmen. Ihre Hände waren so kalt, das Gesicht so blass. Ihre Mutter brauchte sie.

Josef war beinahe erwachsen und empfand es als seine Pflicht, für Hermine stark zu sein. Trotz seiner Verzweiflung und seiner Trauer versorgte er seine Schwester und die Tiere auf dem Hof und hütete sich davor, Emotionen zu zeigen.

In seiner Kammer weinte er sich in den Schlaf und wollte wieder ein Kind sein, welches sich auf den Schoß seiner Mutter setzt und von ihr in den Schlaf gewiegt wird.

Am Tag des Begräbnisses kam der Vater heim. Er sah abgezehrt und müde aus. Seine Hände zitterten so stark, dass sie ihm Hermine festzuhalten versuchte.

Hermine wusste nicht, wie er vom Tod der Mutter erfahren hatte. Sie traute sich nicht, danach zu fragen. Jemand dürfte ihn informiert haben. Er bekam Urlaub von der Front. Hermine verstand nicht, was das bedeutete.

An das Begräbnis selbst konnte oder wollte sie sich nicht erinnern.

Die beiden älteren Brüder waren weiter im Krieg. Sie wurden nicht über den Tod ihrer Mutter informiert. Der Vater meinte, diese Nachricht würde sie in noch größere Gefahr bringen, weshalb sie nie vom Tod der Mutter erfuhren.

Unausweichlich

Der Vater war verändert. Hermine war davon überzeugt, dass der Tod der Mutter daran schuld war und versuchte ihn aufzuheitern. Sie erzählte ihm von dem Eichkätzchen, das in der Tanne Babys bekommen hatte. Sie brachte ihm Blumen, die sie auf der Wiese vor der Scheune gepflückt hatte. Sie mistete den Stall aus, ohne dass sie jemand darum bat und trug Holz

in die Küche. Doch der Herd blieb kalt und Vaters Lächeln kam nicht zurück.

Drei Tage nach dem Begräbnis kam ein Mann und holte die beiden Kühe aus dem Stall. Der Bürgermeister kam mit ein paar grauhaarigen Herren, die einen Anzug trugen und Hermine Angst einjagten. Sie redeten leise in der Stube und Hermine musste draußen bleiben.

Josef ging früh morgens aus dem Haus und verschwand nach der Arbeit ohne ein Wort in seiner Kammer.

Kurz bevor Vaters Urlaub zu Ende war, kam ein Postbote mit ernstem Gesicht vorbei. Er reichte dem Vater einen Brief, auf dem ein großes Wappen und ein seltsames Kreuz war. Der Vater war blass, dann schlug er mit der Faust auf den Stubentisch und weinte.

Noch nie zuvor hatte ihn Hermine weinen gesehen, nicht einmal als der Sarg der Mutter in das tiefe, schwarze Loch hinuntergelassen wurde. Oder sie wusste es nicht mehr.

Aber an diesem Tag weinte er geräuschvoll. Diese seltsamen, tiefen, schnarrenden Laute, das Klagen und Fluchen blieb Hermine im Gedächtnis. Sie hatte sich erschrocken an den Ofen gelehnt und sah auf die breiten Schultern, die unter dem Kopf zuckten und sich nicht beruhigen wollten.

Das war der Tag, an dem auch Josef die Einberufung zum Militärdienst bekam, der 9. September 1940.

Josef erzählte tags darauf, mit einem Lächeln, dem nur der Mund gehorchen wollte, dass ihm der Lehrherr versprochen hatte, ihn wieder einzustellen, wenn er aus dem Krieg zurückkommen würde. Seine Augen aber blieben angsterfüllt. Sie schienen zu sagen, dass sie nicht sicher waren, ob er je wieder zurückkehren würde.

Der Bürgermeister kam erneut, strich Hermine über den Kopf und dann wurde sie wieder aus der Stube geschickt.

Der Vater schien um Jahre gealtert zu sein, als er wieder allein war. Er rief nach Hermine und deutete ihr, sich zu ihm zu

setzen. Sie nahm auf der Stubenbank Platz. Doch sie wagte nicht, etwas zu fragen. Sie traute sich auch nicht aus dem Fenster nach dem Eichkätzchen zu sehen, saß nur wie versteckt neben ihrem Vater und wartete.

Immer wieder schnäuzte er in das große Stofftaschentuch mit den Initialen seines Vaters, Hermines Großvaters, den sie nie kennenlernen konnte. Bloß die großen Holzpantoffeln, die noch immer neben der Tür zur Scheune standen und mittlerweile den Spinnen ein Heim boten, verband sie mit den Gedanken an ihren Großvater, der den Erzählungen nach bei einer Schlacht in den Bergen Südtirols im Ersten Weltkrieg verschollen war.

„Minni, meine Minni, mein Sonnenschein“, begann der Vater und aus seinen Augen liefen haltlos Tränen.

Hermines Hände waren schwitzig. Sie wollte fragen, warum die Kühe weggeholt wurden. Sie hatte doch den Stall ausgemistet. Sie war bereit zu helfen. Sie wollte ihm erzählen, dass sie Feuer machen und Kartoffeln kochen konnte. Hermine wollte sich nützlich machen. Aber tief in ihrem Inneren spürte sie, dass das alles zu wenig war.

„Morgen Früh kommt eine Frau, Tante Berta. Du hast sie noch nie gesehen. Sie ist eine entfernte Verwandte deiner Mutter.“ Weiter kam er nicht. Seine Stimme brach und seine Schultern begannen wieder zu zucken. Er schnäuzte kräftig. Hermine hatte Angst. Obwohl er nicht weitersprach, wusste sie, dass sie diese fremde Frau holen würde.

„Du wirst bei ihr wohnen“, sagte er und räusperte sich.

„Ich will hier aber nicht weg“, protestierte Hermine. Sie zählte nun doch ihrem Vater auf, was sie alles mit ihren acht Jahren arbeiten konnte.

Ich kann allein hierbleiben. Ich will nicht weg!

„Ich kann auf das Haus aufpassen. Und Josef hilft mir dabei“, sagte sie, und ihre Worte verhallten in der warmen Stube.

„Josef muss auch in den Krieg. Er hat den Einberufungsbefehl bekommen. Und ich muss in drei Tagen wieder an der

Front sein. Ich breche übermorgen auf“, erklärte der Vater und der qualvolle Gesichtsausdruck, den er bei diesen Worten machte, brannte sich tief in Hermines Gedächtnis.

Einberufung zur Wehrpflicht.

Hermine verstand diese sonderbaren Worte nicht, und dennoch wusste sie, dass das alles nichts Gutes verhieß.

Zwei Tage blieben Hermine mit ihrem Vater, in denen sie ihm nicht von der Seite wich. Er gestattete ihr auch, nicht zur Schule zu gehen. Sie spazierten im Wald, saßen an die Bretterscheune gelehnt in der Sonne und der Vater erzählte, wie er ihre Mutter kennengelernt hatte. Er erzählte von den Tanzabenden im Dorf, und dass sie einem anderen versprochen war. Sie waren verliebt. Es war nicht leicht, aber schließlich konnten sie sich bei ihren Eltern durchsetzen und durften heiraten. Er erzählte von den glücklichen Jahren.

Sie hatten nicht viel, aber sie hatten sich.

Der Abschied

Und dann stand da diese fremde Frau vor der Tür.

Draußen regnete es in Strömen, der Wind peitschte die Zweige der Linde rund um den mächtigen Stamm. Es wirkte dümmrig, obwohl später Vormittag war.

Der Vater hatte in der Stube eingehieizt und Tee gemacht. Hermine liebte Pfefferminztee und sie mochte die Pfefferminzpfanzen, die hinter der Scheune wucherten und an deren langen Stängeln sich die vielen duftenden Blätter rankten. Die Mutter hatte ihr gezeigt, wie man die Blätter von den Stängeln zupfte und auf einem sauberen Tuch in der Sonne trocknen lassen konnte, damit es auch im Winter Pfefferminztee zu trinken gab.

Hermine war schon lange wach und lauschte auf den Wind, der an den Dachschindeln rüttelte. Er schien zornig, weil sie nicht abgingen, heulte auf, fuhr in die Zweige der Linde,

wirbelte herum und vergriff sich an den Fensterläden, die gegen die Mauer schlugen.

Hermine dachte mit Wehmut an den leeren Stall. Am Vorabend hatte die Nachbarin auch noch die sechs Hühner geholt, die normalerweise schon bei Sonnenaufgang im Hof nach Würmern scharrten. An Tagen wie diesen hockten sie allerdings dicht gedrängt auf ihren Stangen im Stall. Niemand konnte sie dazu bewegen, ihre Sitzpositionen freiwillig zu verlassen. Wenn der Hunger zu stark wurde, suchten sie nach Insekten in der Scheune.

„Wenn der Krieg aus ist, holst du mich dann wieder?“, fragte Hermine den Vater. Josef saß ihr gegenüber bei Tisch und kaute lustlos an einem Stück Brot. Hermine fing Josefs Blick auf und konnte ihn nicht deuten. Der Vater seufzte und nickte. Hermine war das zu wenig.

„Du holst mich wieder ab, ja?“, fragte sie erneut und der Vater legte das Brot, das ihm ohnehin nicht durch den Hals in den Magen wandern wollte, zur Seite. Er drehte sich zu Hermine, die neben ihm saß und ihn unentwegt anstarrte, nahm sie bei den Schultern und sah sie ernst an.

Er atmete tief ein und aus, bevor er zu sprechen begann.

„Minni, meine Minni, liebster Sonnenschein“, begann er, „wenn der liebe Gott es will, dann werde ich mit deinen Brüdern aus dem Krieg zurückkehren und dich nach Hause holen. Ich kann es dir aber nicht versprechen. Der Krieg ist grausam und ich bin ein wenig böse auf Gott, weil er deine Mutter geholt hat und weil nun auch Josef in den Krieg muss...“

„Warum macht das dieser blöde Gott!“, rief Hermine und konnte die Tränen nicht aufhalten, die über ihr hübsches Gesicht liefen. Sie hatte sich fest vorgenommen nicht zu weinen, damit es der Vater nicht so schwer hatte. Aber als sie nun auch Josef heftig schniefen hörte, war es vorbei.

Schluchzend warf sie sich an die Brust ihres Vaters und sie weinten gemeinsam.

Aber schließlich war es so weit: Hermine hatte sich Zöpfe geflochten. Der Vater meinte, dass sie damit artiger aussah als mit ihren wilden Locken. Mutter war ihr oft mit den Fingern durch das Haar gefahren und hat „kleiner Löwe“ zu ihr gesagt. Das mochte Hermine besonders gern. Sie meinte, sie wäre ein wilder, kleiner Löwe und war auf die Stubenbank gesprungen und hatte gefaucht wie eine Katze und gebrüllt, wie eben nur ein kleiner Löwe brüllen kann.

Hermine hatte auch ihr Sonntagskleid angezogen und die wollene Strumpfhose, die kratzte und die sie hasste. Der Gummi war eng und drückte, bei der linken großen Zehe war ein Loch. Mutter wollte es noch stopfen, dazu kam es aber nicht.

Auch die Sonntagsschuhe drückten. Ihre Füße waren wohl zu schnell gewachsen.

Die fremde Frau, die sich als „Tante Berta“ vorstellte, schenkte ihr ein Lächeln, als sie die Stube betrat. Der Wind pfiff um das Haus, der Regen prasselte auf das Dach. In der Ferne grollte ein Donner.

Der Vater trat hinter Hermine und legte seine großen Hände auf ihre schmalen Schultern. Sie strömten Wärme aus und Hermine wusste nicht, ob sie diese Geste beruhigte, oder ihren tiefen, kindlichen Schmerz verstärkte.

„Berta, ich übergebe dir das Liebste, was ich noch habe. Bitte gib gut acht auf Minni. Sie ist sehr fleißig und brav. Sie wird dir Freude machen. Und wenn Gott will und ich heil aus dem Krieg nach Hause komme, dann werde ich sie wieder zu mir nehmen. Wenn ich nicht mehr komme...“

Er unterbrach sich abrupt und seine Hände wanderten zu seinem Gesicht, welches nicht vom Regen nass war.

Tante Berta war etwa so alt wie die Mutter, eine Großcousine, hatte ihr der Vater erklärt. Eine Ähnlichkeit konnte Hermine nicht entdecken. Berta war sehr dünn, sie hatte kurze, helle Haare. Auch waren sie nicht üppig wie die dunklen

Locken, die Hermine von ihrer Mutter hatte. Bertas Kopfhaut schimmerte durch die Haare hindurch. Ihre Augen waren nicht braun, sondern stahlblau, darüber dünne, fast unsichtbare Augenbrauen. Ihr Blick war trotz des bemühten Lächelns sehr streng.

Noch Jahre später konnte Hermine sich an die letzte Umrührung des Vaters erinnern. Die Wärme, die von ihm ausstrahlte, der zuckende riesige Körper, der sie an sich drückte, als wollte er sie nie mehr loslassen.

„Meine Minni, meine Minni“, hatte er immer wieder gesagt. Bis Großcousine Berta ihn mahnte, das Kind nicht so zu quälen.

„Machen wir es kurz und schmerzlos“, hatte sie gesagt und Hermine an der Hand genommen. Josef war hinterhergelaufen und hatte die kleine Schwester im Hof noch einmal umarmt, bis ihn Berta gebeten hatte, sie endlich loszulassen.

Hermine hatte sich immer wieder umgedreht, wollte ihr Haus mit dem Vater und Josef nicht aus den Augen lassen, bis sie über den Hügel gingen und das Haus mit dem Rest ihrer Familie verschwand.

Das kleine Herz schlug so schnell, dass sie Angst hatte, es könnte durch die Brust springen und herausfallen. Sie musste sich gegen den Wind stemmen, um vorwärtszukommen. Berta zog unbarmherzig an ihrer Hand.

Eingewöhnung

Mutter, warum hast du mich verlassen?

Hermines neue Kammer war klein, dunkel und schmutzig. Sie lag über dem Schweinestall, was man auch deutlich riechen konnte. Es gab nur ein kleines Fenster, das man nicht öffnen konnte, durch das aber der Wind hereinpfiff.

Alles, was sie besaß, war in dem Rucksack, der nun auf dem Bett lag. Berta hatte ihn getragen, weil er für Hermine zu schwer war.

Ein windschiefer Kasten, der auseinanderzufallen drohte, stand in einer Ecke der Kammer, gegenüber dem Bett.

Hermine setzte sich auf die harte Matratze. Die Decke war sauber, aber dünner als ihre zuhause.

Ich hätte meine Decke mitnehmen sollen. Lieber Gott, warum hast du mir alles genommen?

Sie wühlte in ihrem Rucksack nach dem Foto, das sie mitgenommen hatte. Ihre Eltern und Brüder waren darauf. Es wurde aufgenommen noch bevor sie auf der Welt war. Die Köpfe waren klein und man konnte die Gesichter nur erkennen, wenn man sich gut konzentrierte.

Hermines Herz war unendlich schwer.

„Hermi, Essen!“ Von unten drang die Stimme von Tante Berta in ihre Kammer.

Schnell legte sie das Foto unter ihr Kopfkissen und stieg die Treppe hinunter, die unter ihren kleinen Füßen knarrte, als wollte sie mit dem Kind schimpfen.

Zögerlich blieb sie vor der Tür zur Stube, welche viel größer als die zuhause war, stehen.

In der Ecke über dem Esstisch hing ein großes Kreuz, an dem ein scheußlich aussehender Jesus hing. Das Blut lief über das schmerzverzerrte Gesicht und den dünnen Oberkörper, die Beine schienen verdreht und waren viel zu dünn.

Hermine sah angewidert weg. Selbst in der Kirche sah Jesus in seinem Schmerz freundlicher aus.

Am Tisch saß ein großer Mann, der sich nach ihr umdrehte.

„Komm herein, das Essen ist fertig“, sagte Tante Berta.

„Für dich also sollen wir nun sorgen“, brummte der große Mann ohne Begrüßung.

„Das ist Onkel Heinrich. Zu mir sagst du Tante Berta und du bist ab jetzt die Hermi“, teilte ihr Berta mit.

Oh, wie ich Hermi hasse! Ich bin die Minni, wollte sie am liebsten sagen, nickte aber artig und dachte an das Versprechen, welches sie ihrem Vater gegeben hatte.

Tu, was man dir sagt, dann wird es schon geben.

„Setz dich“, sagte Onkel Heinrich und deutete auf das Eck unter dem *scheußlichen Jesus*. Hermine rutschte in die Bank. Tante Berta stellte eine Schüssel mit dampfenden Knödeln auf den Tisch.

Während sie schweigend aßen, warf Hermine ein paar prüfende Blicke auf den riesigen Onkel Heinrich. Er hatte nur einen Arm, was seltsam aussah. Der linke Ärmel seiner Jacke hing schlapp an seiner Seite herunter und die rechte Hand war noch größer als die ihres Vaters, schien aber deutlich älter und war voll brauner Flecken. Seine Glatze wirkte, als hätte er sie mit Schuhcreme poliert, sein Doppelkinn schien den ganzen Hals verschlungen zu haben. Die Jacke spannte über dem einen, dicken Oberarm.

Hermine konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal derart gute Knödel gegessen hatte. Diese Tatsache machte ihr Herz ein bisschen leichter.

„Du isst aber ganz tüchtig“, meinte Onkel Heinrich und zog die Augenbrauen hoch. Seine Augen hatten ein noch intensiveres Blau als die von Tante Berta.

„Nicht, dass du uns die Haare vom Kopf isst“, murkte er. Hermine starre auf seine Glatze. Da waren keine Haare mehr. Wie sollte sie das verstehen? Augenblicklich war ihr der Appetit vergangen.

Tante Berta sagte etwas, was sie nicht verstand. Aber sie deutete ihr, weiter zu essen.

Nach dem Abendbrot, bei dem anschließend nichts mehr gesprochen wurde und sie den *scheußlichen Jesus* über sich bau-meln spürte, half sie den Tisch abzuräumen und wurde dafür gelobt. Nachdem sie auch beim Geschirrabtrocknen geholfen hatte und Tante Berta die Petroleumlampe, welche mitten auf dem Stubentisch stand, angezündet hatte, durfte sie wieder in ihre Kammer gehen.

Sie räumte den Rucksack aus. Ihr Vater hatte ihr die alten Sachen von Josef eingepackt: Dicke Hosen und Pullover, die

ihm nicht mehr passten, die ihr aber bestimmt noch viel zu groß waren. Auch hatte er ein zweites Paar Wollstrumpfhosen eingepackt, welche Hermine abgrundtief hasste. Sie kratzten und rutschten. Aber natürlich wusste sie, dass sie wichtig waren, wenn sie im Winter nicht frieren wollte.

Zwei Sonntagskleider waren auch darin und ein zweites Paar Schuhe. Ihr heller Sommermantel war nicht dabei. Sie trauerte ihm eine Weile nach, weil sie ihn von der Mutter bekommen hatte, an ihrem siebenten Geburtstag. Auch wenn sie wusste, dass er ihr im nächsten Sommer ohnehin nicht mehr gepasst hätte, vermisste sie ihn schmerzlich, denn sie waren in der Stadt gewesen, nur sie und Mutter.

Es war der schönste Geburtstag ihres Lebens.

Warum Steine?

„Wieso war Onkel Heinrich nicht lieb zu dir, Oma?“, fragte Miriam, als sie wieder einmal auf den Schoß ihrer Großmutter geklettert war.

Was soll ich bloß diesem Kind erzählen?

Miriam kann das nicht verstehen.

„Es war niemand lieb zu mir“, sagte Hermine und Miriam sah ihre Großmutter erwartungsvoll an. Trotz der vielen Jahre, die verstrichen waren, lösten die Bilder in Hermines Kopf ein bedrückendes Gefühl aus.

Der alte Schmerz hockte wie ein Kobold auf ihrer Seele und wartete bloß darauf, dass ihn eine Erinnerung hervorlockte, um Hermine zu quälen.

„Die Zeiten waren hart. Onkel Heinrich konnte nicht mehr viel arbeiten. Im Ersten Weltkrieg hat man ihm einen Arm weggeschossen. Die Arbeit auf dem Bauernhof blieb vor allem bei Tante Berta hängen. Deshalb brauchten sie mich auch. Vermutlich hätten sie mich sonst nicht genommen.“

Miriam war nun schon fast elf Jahre alt. Trotzdem genoss sie es noch immer, sich auf Hermines Schoß zu setzen. Die